

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27563-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

JHUMPA LAHIRI wurde in London geboren und wuchs in Rhode Island auf. Für ihre Romane und Erzählungen wurde sie u.a. mit dem Pulitzer-Preis, dem PEN/Hemingway Award und dem Commonwealth Writers' Prize ausgezeichnet. Seit 2012 ist sie Mitglied der American Academy of Arts and Letters.

Jhumpa Lahiri

Die Kleider der Bücher

Aus dem Italienischen
von Margit Knapp

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Rede «The Clothing of Books», zunächst in Italien
auf dem «Festival degli Scrittori» («Festival der
Autoren») vorgetragen, wurde 2015 als zweisprachige
Ausgabe – Englisch / Italienisch – herausgegeben von
der Santa Maddalena Foundation, Donnini / Florenz.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, November 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«The Clothing of Books» Copyright © 2015 by Jhumpa Lahiri

Redaktion Lea Daume

Einbandgestaltung any.way, Hamburg,

nach der Originalausgabe von Bloomsbury Publishing Plc

Satz aus der Adriane bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27563 0

Inhalt

Motto

1 *Der Charme der Uniform*

2 *Warum ein Umschlag?*

3 *Korrespondenz und Zusammenarbeit*

4 *Das nackte Buch*

5 *Uniformität und Anarchie*

6 *Meine Buchumschläge*

7 *Der lebendige Umschlag, der tote Umschlag, der perfekte Umschlag*

Nachwort

Inhalt

Camerado! Dies ist kein Buch.
Wer dies berührt, berührt einen Menschen.
Walt Whitman, *Grasblätter*

1

Der Charme der Uniform

Im Haus der Familie meines Vaters in Kalkutta, wohin ich als Kind auf Besuch kam, sah ich morgens meinem Cousin und meiner Cousine beim Ankleiden zu. Sie machten sich für die Schule fertig – ich hingegen hatte Ferien. Jeden Tag, nach dem Bad und vor dem Frühstück, zogen sie das Gleiche an: eine Uniform.

Sie besuchten zwei verschiedene Schulen, daher unterschieden sich ihre Uniformen. Mein Cousin trug eine lange Hose aus marineblauer Baumwolle, meine Cousine, die ein paar Jahre älter war, einen himmelblauen Rock. Abgesehen von diesen Farben und der gelben Krawatte, die sich mein Cousin umbinden musste, waren die restlichen Teile der Uniform gleich: ein kurzärmeliges weißes Hemd, weiße Strümpfe, schwarze Schuhe.

Wahrscheinlich hatten sie im Schrank zwei Paar marineblaue Hosen und zwei himmelblaue Röcke, so konnten sie stets saubere und gebügelte Sachen anziehen. Bevor wir nach Indien reisten, kaufte meine Mutter ziemlich viele Paare weißer Strümpfe, da sie wusste, dass die bei meiner Tante sehr willkommen wären.

Obwohl sie vor allem einfach und funktional waren, fand ich die Uniformen meines Cousins und meiner Cousine wunderbar, faszinierend. Ob auf der Straße, im Bus oder in der Tram – ich war beeindruckt von dieser zwingend vorgegebenen visuellen Sprache, mit der sich in so einer großen und dicht bevölkerten Stadt Tausende von Schülern identifizieren und zuordnen ließen. Jede Uniform bedeutete die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schule. Jeder meiner Altersgenossen in Kalkutta hatte dadurch in meinen Augen einerseits eine starke Identität und genoss andererseits eine Art Anonymität. Das ist die Wirkung der Uniform.

Auch ich wollte eine Uniform. Immer wenn ich in die Schneiderei ging, um mir neue Kleider machen zu lassen – ein besonderes Abenteuer, das ich nur in Indien erleben konnte, wo es in den siebziger Jahren üblich war, maßgeschneiderte statt im Geschäft gekaufte Kleider zu tragen –, war ich versucht, eine Uniform in Auftrag zu geben. Es war ein unsinniger Wunsch von mir; ich hätte ein solches Kleidungsstück nicht gebrauchen können. In Amerika besuchte ich eine öffentliche Schule, wo alle trugen, was sie wollten. Mich jedoch quälte diese Wahlmöglichkeit, diese Freiheit.

Schon als Kind verunsicherte es mich, durch meine Kleiderwahl etwas auszudrücken. Ich fühlte mich schon besonders, aufgrund meines Namens, meiner Familie, meines Aussehens. In den übrigen Aspekten wollte ich sein wie alle anderen. Ich träumte von Gleichheit, ja, sogar von Unsichtbarkeit. Doch stattdessen war ich gezwungen, meinen eigenen Stil zu finden. Ich fühlte mich schlecht gekleidet, die Ausnahme statt die Regel.

Es half auch nicht gerade, dass einige meiner Mitschülerinnen mich schief ansahen, weil sie meine Kleider komisch fanden. Sie sagten: *Was für ein hässliches Outfit. Die zwei Muster beißen sich, weißt du das nicht? Niemand trägt mehr Schlaghosen, die sind aus der Mode.* Sie lachten. Auf diese Weise habe ich meinen Tag viele Jahre lang, schon während ich auf den Schulbus wartete, mit einer Demütigung begonnen.

Sie verhöhnten zwar mich, aber meinten damit auch meine Eltern. Als Ausländer versuchten diese, überall zu sparen, und suchten meine Kleider nicht nach der Mode oder der Norm aus. Sie kauften meine Kleidung im Ausverkauf zu Saisonende oder gar gebraucht, da sie wussten, dass ich binnen eines Jahres sowieso rausgewachsen sein würde. Außerdem hatte meine Mutter einen anderen Geschmack als die amerikanischen Mütter. Sie kaufte nicht in den gleichen Geschäften ein. Es interessierte sie nicht, ob ich aus-

sah wie die anderen Mädchen. Das ist der Grund, warum mir eine Schuluniform als die Lösung erschien. Für mich hat Kleidung immer mehr bedeutet. Meine Mutter trägt auch heute, fast fünfzig Jahre nachdem sie Indien verlassen hat, ausschließlich die traditionellen Kleider ihres Landes. Meine amerikanische Kleidung duldet sie nur mit Mühe, meine Jeans und T-Shirts gefielen ihr nicht. Sie missbilligte es, dass ich als Jugendliche kurze Röcke und hohe Absätze tragen wollte. Je älter ich wurde, umso größeren Wert legte sie darauf, dass auch ich indische oder zumindest keine provozierenden Kleider trug. Sie wollte mich zu einer bengalischen Frau machen, wie sie eine war.

Jedes Mal, wenn wir zu einer anderen bengalischen Familie gingen, zu einem Fest, einer wichtigen Feier oder irgendeinem anderen Anlass, bat sie mich, ja, flehte mich an und zwang mich am Ende, ein typisch indisches Kleid anzuziehen. Wenn ich protestierte, wurde sie wütend. Um sie zufriedenzustellen, gab ich nach, ärgerte mich jedoch über mich. Sobald ich die traditionellen Kleider anhatte, fühlte ich mich als eine andere Person, eine Fremde, wie sie. Ich fühlte die Last einer aufgezwungenen Identität. Diese Kleider, die in meinem Schrank einen eigenen Bereich einnahmen, waren von prächtiger, aber unstimmiger Qualität: Die Farben schienen mir zu lebendig, die Stoffe gehörten in ein anderes Land. Im Grunde waren sie eleganter als meine Alltagskleider, aber ich war ihnen gegenüber unduldsam. Sie hatten den Geschmack eines sehr fernen Ortes. Ihr Gewicht war gering, doch auf mir lasteten sie schwer.

Dieser bittere Kampf zwischen mir und meiner Mutter, der lange anhielt und nie zu einem klaren Ergebnis führte, ließ mich am eigenen Leib spüren, dass unsere Kleider genauso unsere Identität, unsere Kultur, unsere Zugehörigkeit ausdrücken wie die Sprache und das Essen. Von klein auf habe ich gelernt, dass die Kleidung, die ich trug, mich «anders» machte, wo auch immer ich war. Sogar in Kalkut-

ta wurde ich, wenn ich mit meinen Cousins ausging, denen ich physisch ähnele, als Fremde wahrgenommen und oft auf Englisch angesprochen. Wenn ich den Grund dafür wissen wollte, antworteten meine Cousins mit einem Schulterzucken: *Es werden deine Kleider sein.*

Nun, als Erwachsene, kleide ich mich, wie ich will; ich entscheide, wie ich mich darstelle. Doch der Schatten der alten Beklemmung bleibt, die Angst, schlecht oder falsch gekleidet zu sein und dafür verurteilt zu werden. Manchmal, überwältigt von meiner Garderobe und unter dem Druck, das richtige Gewand wählen zu müssen, frage ich mich immer noch, ob es nicht sehr viel einfacher wäre, eine Art Uniform zu tragen.

Als ich mit zweiunddreißig Jahren begann, Bücher zu publizieren, entdeckte ich, dass ein anderer Teil von mir nun auch eingekleidet und der Welt präsentiert werden musste. Doch das, worin meine Wörter gekleidet werden – die Umschläge meiner Bücher –, wähle nicht ich.

Manchmal werde ich gezwungen, Buchumschläge zu akzeptieren, die mir nicht gefallen, die ich problematisch, enttäuschend finde. Ich neige dazu nachzugeben. Ich sage mir: Vergiss es, es lohnt sich nicht, zu kämpfen. Doch dann bin ich betrübt, gekränkt.

Auf Italienisch heißt Buchumschlag *sovracoperta* (wörtlich «Überdecke»), auf Englisch *jacket* («Jacke»). Eine maßgeschneiderte Jacke, speziell dafür entworfen und geschaffen, um ein Buch zu bedecken und einzupacken. Sie sollte passen wie angegossen. Und doch stehen mir die meisten meiner Buchumschläge meiner Meinung nach nicht, und daher denke ich gelegentlich auch als Schriftstellerin, dass eine Uniform womöglich die Lösung wäre.

[...]